Darien Gee

Sternenstaub und Sonnenküsse

Buch

Bettie Shelton und ihre fünf Freundinnen wohnen in dem kleinen Ort Avalon in Illinois, in dem alles seinen ruhigen, gewohnten Gang zu gehen scheint. Und doch hat jede der Frauen ihr Päckchen zu tragen. Die junge Connie Colls ist unabhängig und hat endlich den Platz in ihrem Leben gefunden, der ihr Glück verspricht – und doch sehnt sie sich nach einer Vergangenheit, die sie nie hatte. Isabel Kidd möchte endlich nach vorne schauen, doch eine Liebesaffäre ihres Mannes hindert sie daran, ihr Vorhaben in die Tat umzusetzen. Yvonne Tate ist Klempnerin und neu in der Stadt – zehn Jahre lang hat sie ein Leben ganz nach ihren eigenen Wünschen gelebt, doch nun muss sie feststellen, dass die Vergangenheit sie immer einholen wird, ganz egal, wo sie sich gerade aufhält. Auch für Ava Catalina kommen alte Verletzungen ans Tageslicht, als sie sich der Person annähern will, mit der sie ihre kostbarsten Erinnerungen teilt. Und Frances Latham und ihr Mann stoßen bei dem Versuch, ein Kind zu adoptieren, immer wieder an ihre Grenzen. Zusammengehalten von Bettie, treffen die Frauen sich regelmäßig und halten ihre Erinnerungen und Hoffnungen in hübsch gestalteten Alben fest. Nur die Seiten von Betties eigenem Album sind leer …

Gemeinsam erkennen die Frauen, dass nicht immer alles so ist, wie es scheint, und dass es das größte Glück bedeuten kann, sich an Orten wiederzufinden, nach denen man am wenigsten gesucht hat.

Autorin

Darien Gee lebt mit ihrem Ehemann und ihren drei Kindern auf Hawaii. *Sternenstaub und Sonnenküsse* ist die Fortsetzung ihres erfolgreichen Romans *Je süßer das Leben*, eine warmherzige Geschichte über Familie, Freundschaft und Zusammenhalt.

Darien Gee

Sternenstaub und Sonnenküsse

Roman

Aus dem Englischen
von Gabriele Werbeck

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel *The Avalon Ladies Scrapbooking Society*
bei Ballantine Books, an imprint of The Random House Publishing Group,
a division of Random House, Inc., New York

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Februar 2014
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2013 by Gee & Co., LLC
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de
Redaktion: Andrea Stumpf
AF · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37800-5

www.blanvalet.de

Für Mary Embry
in Liebe

Die Dinge fallen nicht auseinander.
Die Dinge halten. Linien verbinden
sich und überdauern,
sie überdauern und aus Leben werden
Generationen aufbewahrter
Bilder und Worte.

- Lucille Clifton

Wir erinnern uns nicht an Tage,

wir erinnern uns an Augenblicke.
Der Reichtum des Lebens
besteht aus vergessenen Erinnerungen.

- Cesare Pavese

Kapitel 1

Das mit der Ziege war Connies Idee.

»Ich weiß nicht recht«, sagt Madeline Davis und runzelt die Stirn. Mit ihren fünfundsiebzig Jahren versucht sie sich das Leben leichter zu machen und nicht komplizierter. Andererseits gibt es wohl nicht viele Leute, die in ihrem Alter noch einen Teesalon betreiben. Madelines Tage sind mit Arbeit ausgefüllt, ja, aber dafür quillt ihr Herz jede Nacht, wenn sie schlafen geht, von Glück und Zufriedenheit über. Und seit einem Jahr steht ihr Connie Coll zur Seite, ihre Geschäftsführerin, ein Geschenk Gottes mit abstehenden schwarzen Haaren, und inzwischen auch Freundin und Mitbewohnerin.

Jetzt sieht Connie sie mit Tränen in den Augen an und Madeline merkt, dass ihr Widerstand nachlässt. Noch nie hat Connie sie um etwas gebeten, und sie erträgt es nicht, die junge Frau weinen zu sehen.

»Na ja …«, sagt sie zögernd. »Vielleicht ein, zwei Tage, bis du ein geeigneteres Zuhause für sie gefunden hast.« Sie sieht, wie die Ziege hier und dort schnuppernd durch den Garten läuft und schließlich bei einem Beet stehen bleibt und von der orangefarbenen Kapuzinerkresse zu fressen beginnt.

»Oh!« Connie wischt sich die Tränen weg und eilt zu der Ziege. Sie wedelt mit den Armen, um sie von den Blumen wegzuscheuchen, aber das Tier kaut ungerührt weiter.

Lieber Himmel, das fängt ja gut an. Madeline sieht zu, wie Connie vergeblich an der behelfsmäßigen Leine der Ziege

zerrt, einem ausgefransten Stück Seil, das eine Ende offensichtlich durchgebissen. Sie tröstet sich mit dem Gedanken, dass diese Ziege einen rechtmäßigen Besitzer hat. Sie müssen nur herausfinden, wer das ist.

»Ich geh wieder rein«, erklärt sie Connie, die gerade versucht, die Ziege in den Schatten eines Walnussbaums zu ziehen.

»Danke, Madeline«, sagt Connie und bringt ein breites Lächeln zustande. »Du wirst gar nicht merken, dass sie da ist, versprochen.«

»Hm. Also ich glaube, sie frisst gerade meine Double Delight.«

Connie dreht sich erschrocken um. »*Nein! Weg von den Rosen! Böse Ziege!*«

Madeline schüttelt nur den Kopf und geht durch die Hintertür in die Küche.

Hinter ihr strömt das Morgenlicht herein, ein Sonnenstrahl fällt auf den Bauerntisch in der Mitte des Raums. Dort liegen auf Kuchengittern frisch gebackene Laibe Freundschaftsbrot, Scones und Muffins zum Auskühlen. Im Backofen stehen zwei Rucola-Speck-Quiches. Madelines Küche ist gemütlich, es duftet verheißungsvoll, und Madeline weiß, dass es nicht zuletzt das ist, was ihre Gäste anlockt. Genau aus diesem Grund kommen sie in Madelines Teesalon – weil sie dort gutes Essen und ein aufmunterndes Lächeln erwarten. Ein freundliches Wort und vielleicht der eine oder andere Scherz, je nachdem wie Madeline aufgelegt ist.

Wenn sie Glück haben, wird ihnen vielleicht sogar noch mehr geboten, beispielsweise ein spontanes kleines Konzert von Hannah Wang, der jungen Cellistin, die früher bei den New Yorker Philharmonikern gespielt hat und jetzt in Avalon lebt. Dann ist da noch Bettie Sheldon mit ihrem mobi-

len Scrapbook-Laden. Sie kommt in den Teesalon, bestellt als Vorwand eine Kanne Darjeeling und breitet dann auf dem Nebentisch ungeniert ihre Waren aus. An den Tagen, an denen Bettie da ist, verlässt garantiert niemand – vom handwerklich unbegabten Avaloner bis zum arglosen Touristen – den Salon ohne einen Packen gemustertes Papier und eine bunte Auswahl an Verzierungen. Madeline erinnert sich noch gut an den Tag vor ein paar Wochen, als sich eine Gruppe von Männern im Teesalon zum Mittagessen getroffen hat. Sie beugten sich beim Essen tief über ihre Teller und unterhielten sich mit gesenkter Stimme. Es war nicht zu übersehen, dass sie nicht gestört werden wollten. Bettie war jedoch unbeirrt auf sie zumarschiert. Ehe die Männer wussten, wie ihnen geschah, war ihr Tisch mit farbenfrohen Bändern und glitzernden Pailletten übersät. Zwei Männer kauften Einsteigersets, und auf ihren Gesichtern lag noch beim Bezahlen ein leicht verwirrter Ausdruck. Ebenso schnell, wie sie aufgetaucht war, verschwand Bettie wieder, und alle fragten sich, was da eigentlich gerade geschehen war, während Madeline leise vor sich hin kichernd den Tisch abräumte.

Das Messingglöckchen über der Eingangstür bimmelt. Zwei Frauen betreten den Salon, lächeln Madeline zu und setzen sich an einen Fensterplatz. Madeline weiß, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis der Teesalon voller Gäste und Gelächter ist.

Sie nimmt einige Dosen mit der Kamille-Rooibos-Teemischung aus dem großen alten Schrank, der das Esszimmer ziert. Sie könnte nicht mehr sagen, was zuerst kam – die vielen schönen Dinge, die sie auf Flohmärkten und in Trödelläden entdeckt hatte, und dann die Überlegung, was sie darin aufbewahren könnte, oder der Entschluss, ihre eigenen Teemischungen anzubieten, und dann die Suche nach einer an-

sprechenden Art der Präsentation? Anfangs eine Art Nebenbeschäftigung, um in den ersten Monaten, als das Geschäft nur schleppend anlief, die Zeit totzuschlagen, hat das Ganze inzwischen ein Eigenleben entwickelt. Connie will, dass sie einen Online-Shop eröffnen, aber im Augenblick fühlt sich Madeline damit überfordert. So wie es jetzt ist, ist es genau richtig, selbst wenn es manchmal ziemlich hektisch zugeht.

Connie steht in der Küche am Spülbecken und wäscht sich die Hände. »Serena ist in den Nachbargarten ausgebüxt, aber ich habe sie wieder eingefangen«, sagt sie mit schuldbewusster Miene, als Madeline hereinkommt. »Sie hat bei den Nachbarn, äh, sozusagen ein paar Salatköpfe gefressen.«

Madeline hebt eine Augenbraue. »Sozusagen?«

Connie hüstelt. »Na ja, sie hat sie gefressen, aber dann hat sie sie wieder ausgespuckt.« Connie trocknet sich die Hände an einem Geschirrtuch ab und vermeidet den Augenkontakt mit Madeline. »Ich rufe nachher beim Tierarzt an und erkundige mich, ob sie ein spezielles Futter braucht. Vielleicht hat Serena einen empfindlichen Magen.«

Du liebe Güte. Madeline weiß nicht, was sie beunruhigender findet: dass Connie der Ziege einen Namen gegeben hat oder dass die Ziege einen Weg in Walter Lassiters Gemüsegarten gefunden hat. Seine Frau Dolores stört sich nicht an dem ständigen Kommen und Gehen bei ihrer Nachbarin, Walter hingegen ist ununterbrochen auf der Suche nach etwas, über das er sich beschweren kann. Madeline hat das Gefühl, dass eine herumstreunende Ziege ihm da gerade recht käme.

»Ich bin sicher, dass mit Serenas Magen alles in Ordnung ist«, sagt sie und gibt Connie den Tee. »Würdest du das bitte einpacken? Dora Ponce stellt einen Geschenkkorb für die Versteigerung des Rotary Club zusammen, und ich habe ihr versprochen, dass wir etwas beisteuern.«

»Klar.« Connie bindet sich eine Schürze um. »Ich nehme das hübsche Papier, das ich vorige Woche auf dem Markt gekauft habe. Ruth Pavord verkauft ihre gesamten Bestände – sie hat vor, sich stattdessen auf Vogelhäuschen zu verlegen.« Sie will noch mehr sagen, als sie von einem Schrei aus dem Esszimmer unterbrochen wird. Gleich darauf folgt das unverkennbare Klirren von zerspringendem Porzellan.

»Hilfe!«, hören sie eine Frau rufen. »Hier drin ist ein wildes Tier!« Connie eilt aus der Küche. Man hört ein paar strenge Worte und einen zweiten Schrei, untermalt vom Klirren weiteren guten Porzellans, das auf den Fußboden fällt.

Auf Fremde mag Avalon wie eine x-beliebige Kleinstadt an einem Fluss wirken, aber Madeline weiß es besser. Mit einem Lächeln greift sie nach Besen und Schaufel und macht sich auf den Weg ins Esszimmer.

Isabel schwingt den Hammer und lässt ihn auf den Pfosten mit dem ZU VERKAUFEN-Schild niedersausen. Die Erde in ihrem Vorgarten ist steinhart, ausgetrocknet von der Hitze in Illinois, einem weiteren langen heißen August ohne irgendein Anzeichen für Abkühlung. Vielleicht hätte sie den Rasen vorher wässern sollen. Vielleicht hätte sie den rothaarigen Jungen ein paar Häuser die Straße hinunter anheuern sollen. Vielleicht hätte sie einen Immobilienmakler mit dem Verkauf ihres Hauses beauftragen sollen, statt es selbst zu versuchen, wie sie es zurzeit mit so vielen Dingen tut.

Aber Isabel hat keine Lust, auf die Rückrufe von Leuten zu warten, sich nach ihren Terminen zu richten, um das Honorar zu feilschen. Den Gartenschlauch zu suchen, wo immer er auch liegen mag.

Bumm bumm bumm. Das Schild zittert und wackelt.

Gestern Abend, als Isabel nach der Siebenuhrvorstellung

von *The Man from M.A.R.S.* allein durch die dunklen Straßen gegangen war, hatte sie beim Haushaltswarenladen haltgemacht, um Waschmittel zu kaufen. Und da standen sie, direkt neben dem Eingang, ein Sonderangebot: fünfzehn Dosen Farbe, zu einer himmelwärts zeigenden Pyramide gestapelt.

Isabel dachte an ihr Haus, an den Herd und den Küchentisch, den Kühlschrank und die Geschirrtücher aus Frottee. An die Wohnzimmermöbel, die Schlafzimmereinrichtung, den verschrammten Kirschbaumtisch im Flur. Sie dachte an die grauen Wände, Decken, Türen. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, als sie davon träumte, für immer in diesem Haus zu wohnen, Kinder darin großzuziehen, darin alt zu werden. Aber von diesem Traum hatte Isabel sich verabschieden müssen. Was hält sie eigentlich noch in Avalon?

»Ich nehme alle«, erklärte sie dem Kassierer und reichte ihm einen 100-Dollar-Schein. »Und dazu noch ein paar Pinsel.«

Sie verzichtete auf Abdeckplanen, Spachtelmasse und Terpentin. Zu viele Dinge, an die man denken musste. *Nur die Farbe*, hatte sie gesagt. Und dann sah sie es. Ein Schild, an den Ecken etwas verbogen, das einsam an den Säcken mit Biorasendünger lehnte.

ZU VERKAUFEN – DIREKT VOM EIGENTÜMER.

Sie hatte das Schild ebenfalls gekauft.

Isabel tritt einen Schritt zurück, um ihr Werk zu begutachten. Das Schild steht etwas schief, aber es ist von der Straße aus gut zu sehen. Sie weiß, dass es die Neugier ihrer Nachbarn wecken wird, vielleicht sind sie sogar ein bisschen beunruhigt, weil sie verkaufen will. Avalon gehört zu den Orten, an denen sich die Leute auf Dauer niederlassen, an denen Familien ein ganzes Leben verbringen. Isabel ist nach ihrer Heirat hierhergezogen, ihr Mann Bill war hier geboren und aufgewachsen. Und er ist hier auch gestorben, vor fast vier Jahren.

Im Haus nebenan bewegen sich die Vorhänge. Dort wohnt ihre Nachbarin Bettie Shelton, die größte Tratschtante der Stadt. Isabel weiß, dass Bettie dafür gesorgt hatte, dass sich die Nachricht von Bills Auszug verbreitete und zwei Monate später dann die von seinem Tod, nachdem er in der falschen Richtung in eine Einbahnstraße eingebogen war. Auf ihrer Veranda waren Schüsseln und Töpfe mit Essen aus dem Boden geschossen wie Pilze.

»Isabel Kidd!«, hört sie Bettie aus ihrem Haus rufen. Sie hat noch die Lockenwickler in ihren silberblauen Haaren. Vergeblich reißt sie an dem Fensterriegel, schließlich begnügt sie sich damit, mit entrüsteter Miene an die Scheibe zu klopfen. »Was zum Teufel machen Sie da?«

Isabel haut noch einmal mit dem Hammer auf den Pfosten.

»Isabel? Hören Sie mich?«

Isabel tut so, als würde sie ein Staubkörnchen von dem Schild wischen.

»ISABEL!«

Genervt runzelt Isabel die Stirn. »Natürlich höre ich Sie! Ganz Avalon hört Sie!« Isabel sieht Peggy Lively aus dem Haus schräg gegenüber kommen, in einen flauschigen rosa Bademantel gehüllt. »Sie hören sie doch auch, oder, Peggy?«

Peggy betrachtet einen Moment lang Isabel und den Hammer, bevor sie die leere Straße hinunterblickt. Dann hebt sie die Morgenzeitung vom Weg auf, geht schnell zurück ins Haus und knallt die Tür hinter sich zu. Isabel hört, wie der Riegel vorgeschoben wird.

Isabel wirft Bettie einen verärgerten Blick zu und versetzt dem Pfosten noch einen letzten Schlag, bevor sie zurück in ihr Haus geht, wohl wissend, dass Bettie ihren Rückzug mit Argusaugen verfolgt.

Mitten in ihrem Wohnzimmer stehen die Farbdosen und warten darauf, dass etwas passiert. Isabel zögert, auf einmal überkommen sie Zweifel. Das ZU VERKAUFEN-Schild aufzustellen war einfach, sie wusste, dass sie es jederzeit wieder entfernen konnte, nichts weiter als eine vorübergehende Laune. Aber das hier ist etwas anderes. Das lässt sich später nicht mehr rückgängig machen.

Sie greift nach der nächststehenden Dose und öffnet mithilfe eines Schraubenziehers den Deckel. Sie betrachtet den friedlichen kleinen Farbtümpel. *Perlweiß*. Versuchsweise rührt sie darin, der Geruch kitzelt sie in der Nase.

Der erste Pinselstrich an der Wand ist ungleichmäßig, fleckig, der zweite nicht viel besser. Aber die Farbe schimmert nach wie vor verlockend, ein erfrischender Kontrast zu dem langweiligen Grau, in dem die Wände jahrelang gestrichen waren. Isabel taucht den Pinsel erneut ein und bewegt ihn ein paarmal hin und her, bis die Borsten genug Farbe aufgenommen haben, dann hebt sie ihn und versucht es noch einmal. Dieses Mal hinterlässt er an der Wand einen breiten weißen Streifen, glatt und gleichmäßig. Mutiger geworden, setzt sie den nächsten Streifen.

Es geht schneller, als sie gedacht hat, und schon bald ist die ganze Wand gestrichen. Weiß und glatt erwidert sie ihren Blick, gibt nichts preis. Isabel beugt sich vor, sucht nach einem Hinweis auf die Vergangenheit, sieht jedoch nichts außer ihrem eigenen Schatten, als sie mit der Nasenspitze gegen die feuchte Wand stößt. *Aua*. Und dann muss sie an andere weiße Wände denken.

Na also, das war doch gar nicht so schlimm, oder?

Nein, Doktor.

Natürlich hatte er sie das gefragt, als sie noch unter Betäubung stand und benommen war und bereitwillig jeder Frage

zustimmte. Bill war an ihrer Seite gewesen, still und traurig, er wusste, dass es ihre letzte Chance war. Sie würden es nicht noch einmal versuchen. Es spielte keine Rolle, versuchte er sie zu trösten, wenn sie jede Nacht im Bett lag und in ihr Kissen weinte. Es sei auch so gut, sie beide seien genug. Er zog ihre Hand an seine Lippen und küsste sanft ihre Fingerspitzen. Ein Versprechen.

Es sollte noch ein paar Jahre dauern, bevor Bill sie verließ, das Versprechen vergessen war. Sie hatten sich eingeredet, es würde sie nicht verändern, aber das war falsch, und was auch immer sie verloren hatten, sie fanden es nicht wieder. Isabel war nicht glücklich, aber sie war auch nicht unglücklich. Sie konnte damit leben. Sie liebte Bill noch immer, und sie wusste, dass er diese Liebe erwiderte, auch wenn sich eine Kluft zwischen ihnen aufgetan hatte, die jeden Tag ein wenig breiter wurde. Dennoch konnte es von ihr aus so weitergehen, in freundlicher Rücksichtnahme und gegenseitiger Achtung, ein friedliches Nebeneinander im gleichen Haus. Es war nicht perfekt, aber Isabel war damit zufrieden. Bill offenbar nicht.

Was hat es bloß mit Zahnärzten und ihren Sprechstundenhilfen auf sich? Es ist ein albernes Klischee, mit dem Isabel seither leben muss. Mein Mann hat mich wegen seiner Sprechstundenhilfe verlassen, einer Frau, die zehn Jahre jünger ist als ich. Damals hatte Isabel gedacht, es könnte nicht mehr schlimmer werden, dass auf diese Weise verlassen zu werden von nichts übertroffen werden könnte, aber sie hatte sich getäuscht.

Auf die Geburtsanzeige war sie nicht vorbereitet gewesen, gedankenverloren hatte sie den Umschlag geöffnet. Sie hielt es für eine um ein paar Monate verspätete Beileidskarte. Sie zog die Karte heraus und sah einen pausbäckigen Engel vor sich,

der unübersehbar Bills blaue Augen und seine abstehenden Ohren hatte.

Wie dem auch sei, jedenfalls ist Isabel Kidd jetzt im reifen Alter von achtunddreißig Jahren allein. Kein Mann. Keine Kinder. Ein unbefriedigender Job als Kundenbetreuerin bei einem Wellpappehersteller in Rockford, ungefähr eine Dreiviertelstunde Fahrt entfernt. Ein bisschen Geld aus Bills Rentenversicherung. Seinen Anteil an der Zahnarztpraxis hatte sein Partner Randall Strombauer übernommen, ein Mann, für den Isabel sich nie groß interessiert hatte. Er hatte die Sprechstundenhilfe eingestellt, und Isabel vermutet, dass er selbst ein Auge auf sie geworfen hatte. Randall war der typische Junggeselle, während Bill seit zwölf Jahren verheiratet war. Freie Bahn, hatte Randall wahrscheinlich gedacht. Nun, da hatte er sich geirrt.

Neben der frisch gestrichenen Wand wirken die übrigen Wohnzimmerwände schäbig und leblos, irgendwie düster. So ist es manchmal. Sie könnte es so lassen, um einen Akzent zu setzen, aber die anderen Wände tun ihr leid. Sie verdienen ebenfalls einen Neuanfang. Sie können schließlich nichts dafür.

Dieses Mal wird sie die Sache anders angehen – es besteht keine Notwendigkeit, einen Strich neben den nächsten zu setzen. Immerhin ist es ihr Haus, sind es ihre Wände. Sie kann damit machen, was sie will.

Isabel taucht den Pinsel in die Farbe und macht sich wieder an die Arbeit.

Yvonne Tate schaut noch einmal auf die Adresse, bevor sie den Zettel in ihre Hosentasche stopft. Sie steht vor einem bescheidenen Haus mit einem weißen Lattenzaun, die Straße davor ist von Ahornbäumen gesäumt. Sie öffnet das Gartentor und

geht den Weg entlang, streift mit einem Blick den handtuchgroßen Vorgarten. Vor den Fenstern stehen Blumenkästen, aus denen in sommerlicher Farbenpracht Geranien und Fleißige Lieschen quellen, durch den Garten flattern Schmetterlinge. Ein hübsches Zuhause.

Yvonne drückt auf die Klingel und wartet. Sie hört Stimmen im Haus, ein Mann und eine Frau, die miteinander streiten. Gleich darauf wird die Tür geöffnet.

»Ja, bitte?« Die Frau ist Ende zwanzig, jung und hübsch. Hinter ihr taucht ihr Mann auf, er ist ungefähr im gleichen Alter.

»Ich bin Yvonne Tate. Von Tate Plumbing. Sie hatten wegen eines Notfalls angerufen?«

Das Paar starrt sie an. Die Frau blickt Yvonne über die Schulter, vermutlich sucht sie den »richtigen« Klempner, während der Mann Yvonne einfach nur mit offenem Mund anglotzt.

»Ich bin allein«, erklärt ihnen Yvonne freundlich. Sie sieht nicht wie ein Klempner aus, das weiß sie. Sie ist schlank und sportlich, ihre blonden Haare sind zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie trägt Jeans, T-Shirt und Arbeitsschuhe und hat ihren Werkzeugkasten in der Hand, aber selbst in dieser Aufmachung und ohne Make-up wird sie oft für ein Model gehalten. »Wir haben vor einer Stunde miteinander telefoniert.« Yvonne zieht den Zettel aus der Tasche. »Megan und Billy Newman, stimmt doch?«

Megan Newman ist immer noch verwirrt. »Ja, aber ich dachte, Sie sind die Sekretärin.«

»Ich bin die Sekretärin. Außerdem bin ich die Buchhalterin, die Marketingleiterin und natürlich die Klempnerin. Ich bin ein Einfraubetrieb.« Yvonne wirft einen Blick auf ihre Uhr. »Also, wollen wir uns das Problem mal ansehen?«

Megan wirkt nicht gerade überzeugt, aber ihr Mann tritt rasch zur Seite und bittet Yvonne ins Haus, was ihm einen finsteren Blick von seiner Frau einträgt.

»Wie lange machen Sie das denn schon?«, erkundigt sich Megan mit skeptischer Miene.

»Seit zehn Jahren. In Avalon wohne ich allerdings erst seit sechs Monaten. Mein Gewerbeschein gilt in drei Staaten, und bis jetzt gab es noch keine Schadensersatzklagen gegen mich.« Yvonne registriert den honigfarbenen Parkettboden, die karierten Baumwollvorhänge, die Schonbezüge auf der Wohnzimmergarnitur. Überall stehen Vasen mit frischen Blumen und Hochzeitsfotos. »Also, was war das Problem gleich noch mal?«, fragt sie.

Megan und Billy wechseln einen Blick. »Wahrscheinlich ist es einfacher, wenn wir es Ihnen zeigen«, sagt Billy.

Yvonne folgt den beiden ins Bad. »Oh«, sagt sie. »Ich verstehe.«

In der Badewanne stapeln sich Töpfe und Pfannen.

»Damit behelfen wir uns, bis wir wissen, was in der Küche los ist«, sagt Megan hastig. »Das zeigen wir Ihnen später. Das Problem hier ist da.« Sie zeigt auf das Waschbecken.

Es ist neu, hat aber zwei antike Hähne, auf dem rechten steht HEISS, auf dem linken KALT. Megan dreht den linken Hahn auf, das Wasser kommt jedoch aus dem rechten, und umgekehrt.

»Ich dachte, ich hätte alles richtig angeschlossen«, sagt Billy und kratzt sich am Kopf. »Aber offensichtlich ist mir da irgendwas durcheinandergeraten.«

Yvonne deutet auf die Leitungen unter dem Waschbecken. »Sie sollten besser auch noch Absperrventile installieren.«

»Das wollte ich als Nächstes machen«, erklärt Billy nicht besonders überzeugend.

»Ich habe ihm gesagt, dass wir für die Wasseranschlüsse und die Elektrik einen Fachmann kommen lassen sollten, aber nein, er musste es ja unbedingt selbst machen.« Megan wirft ihrem Mann einen Blick zu. »Aber das ist noch nicht alles. Kommen Sie mit.« Sie bedeutet Yvonne, ihr zu folgen.

In der Küche öffnet Megan den Schrank unter der Spüle, und zum Vorschein kommt ein Gewirr von Leitungen und Anschlüssen, einschließlich einer aufgeschnittenen Milchpackung, die mit Kabelbindern und Klebeband am Siphon befestigt ist. »Die Spüle tropft dermaßen, dass wir sie überhaupt nicht benutzen können«, sagt Megan. »Billy hat diese Konstruktion da gebastelt, um das Wasser aufzufangen, aber es kommt so viel, dass wir es gar nicht erst probieren. Es sollte eine Notlösung sein, aber inzwischen leben wir seit fast drei Wochen damit. Ich hab es satt!«

»So schlimm ist es auch wieder nicht …«, setzt Billy an.

»Wir spülen unser Geschirr in der Badewanne, Billy!«

»Das lässt sich ziemlich schnell in Ordnung bringen«, versichert Yvonne Megan. Sie dreht sich zu Billy. »Warum haben Sie denn keinen Eimer daruntergestellt?«

Billy öffnet den Mund, um zu antworten, dann kratzt er sich am Kopf. »Ja, das wäre wohl sinnvoller«, sagt er verlegen.

Yvonne grinst. »Ich müsste das heute noch schaffen«, erklärt sie. Sie nennt ihnen einen Preis, und Megan nickt eifrig.

»O ja«, sagt sie. »Bitte fangen Sie sofort an.«

»Ich hätte mit mehr gerechnet«, sagt Billy überrascht. »Der andere Installateur, bei dem wir angerufen haben, hat beinahe das Doppelte verlangt.«

Yvonne zuckt die Achseln. Sie macht sich keine Gedanken über die Konkurrenz, seit jeher ist sie der Meinung, dass es genug Arbeit für alle gibt. »Wenn ich fertig bin, bekommen

Sie von mir eine Rechnung mit einer Einzelaufstellung der Arbeiten.«

Fröhlich vor sich hin summend geht Megan zum Kühlschrank und nimmt einen Krug Eistee heraus. Sie gießt für jeden ein Glas ein, dann deutet sie mit dem Kopf in Richtung Garten. »Ich bin draußen.« Bevor sie geht, wirft sie ihrem Mann noch einen vielsagenden Blick zu.

»Sie ist sauer auf mich«, sagt er. »Wahrscheinlich war es eine bescheuerte Idee von mir, alles selbst zu installieren.«

»Nein«, erwidert Yvonne. »Ich finde es toll, dass Sie es versucht haben, Billy.« Yvonne ist es gewohnt, bei solchen Installationen Marke Eigenbau zu Hilfe zu eilen, und das hier ist noch gar nichts. Sie ist sehr dafür, dass die Leute lernen, sich um ihre Häuser zu kümmern und einfache Arbeiten selbst auszuführen, aber dazu ist es nötig, dass sie ein bisschen Mühe und Zeit investieren und sich nicht nur auf YouTube ein Dreiminutenvideo dazu ansehen, wie man eine Badewanne austauscht. »Ich bin sicher, dass Sie es letzten Endes selbst hingekriegt hätten«, sagt sie tröstend.

Er lächelt dankbar, dann wirft er einen sehnsüchtigen Blick hinaus zu Megan, die es sich in der strahlenden Sonne auf einem Liegestuhl bequem gemacht hat und die Augen mit einer Hand beschattet.

»Gehen Sie ruhig raus zu Ihrer Frau«, sagt Yvonne. »Wenn in dem Haus alles einwandfrei funktioniert, ist sie bestimmt wieder besänftigt. Wie lange sind Sie verheiratet? Ein Jahr?«

Billy sieht sie überrascht an. »Elf Monate«, sagt er. »Woher wissen Sie das?«

Statt einer Antwort zuckt Yvonne nur die Achseln und sucht in ihrem Werkzeugkoffer nach einer Rohrzange. Sie verzichtet darauf, Billy zu sagen, was sie sonst noch denkt, nämlich dass Megan ganz offensichtlich mit Nestbau beschäf-

tigt ist. Und ein bisschen von den Hormonen gebeutelt wird. Das hat sie auch schon bei anderen Kunden erlebt. Sie ist sich nicht sicher, ob Billy es schon weiß, vielleicht weiß es noch nicht einmal Megan selbst, aber Yvonne würde ihren letzten Dollar darauf verwetten, dass Megan schwanger ist.

»Sie möchte einfach, dass Sie beide ein schönes Zuhause haben«, erklärt Yvonne. »Gehen Sie raus zu ihr.«

Billy grinst und folgt ihrer Aufforderung. Yvonne lächelt.

Ihre Arbeit ist nie langweilig, so viel steht fest. Sie hat schon so gut wie alles erlebt – Männer, die mit jedem erdenklichen Trick versucht haben, den Preis zu drücken, sei es durch Komplimente oder verbissenes Feilschen oder in einigen Fällen auch mit Einschüchterungsversuchen. Sie hat aufgehört zu zählen, wie oft sich ein Kunde mit ihr verabreden wollte, einmal sogar eine Kundin. Sie kennt jeden Witz über Maurerdekolletés, der jemals erzählt wurde, verbunden mit der Frage, ob sie vielleicht einen Stringtanga trägt. Aber so etwas ist Gott sei Dank die Ausnahme. Die meisten ihrer Kunden sind nette, höfliche Leute, überrascht, es in diesem Gewerbe mit einer jungen Frau zu tun zu haben, ohne dagegen Vorbehalte zu haben. Das ist einer der Gründe, warum sie ihre Arbeit so mag.

Sie erinnert sie außerdem daran, dass nicht immer alles so ist, wie es scheint, dass sie ganz allein für ihr Leben verantwortlich ist und niemand sonst, dass es immer so war und immer so sein wird. Auch wenn Yvonne erst vor zehn Jahren begriffen hat, dass sie sich der Herausforderung stellen und ihr Leben selbst in die Hand nehmen muss.

Es hat seinen Preis gefordert. An den Tagen, an denen sie sich einsam fühlt oder Heimweh hat, muss sie gegen die Versuchung ankämpfen, zum Telefon zu greifen, in ein Flugzeug zu steigen, Dinge in Erfahrung zu bringen, von denen sie bes-

ser nichts wissen sollte. So schwierig es manchmal auch ist, Yvonne weiß, dass sie den eingeschlagenen Weg weitergehen muss. Alles andere wäre zu schmerzhaft.

Sie wirft einen Blick in den Garten und sieht, dass Billy sich auf dem Stuhl neben seiner Frau niedergelassen hat und mit ihr redet. Megan lacht über irgendetwas, das er sagt, und Billy beugt sich vor und gibt ihr einen Kuss.

Es ist eine zärtliche, liebevolle Geste, aber Yvonne muss wegsehen. Sie schluckt den Kloß in ihrem Hals hinunter und macht sich wieder an die Arbeit.

Kapitel 2

»Hier, bitte sehr.« Der Barkeeper hebt eine prall gefüllte Plastiktüte mit Kronkorken auf den Tresen. Die Tüte ist nicht verschlossen und einige Kronkorken fallen klappernd heraus, als sie sich zur Seite neigt. »Hoppla!«

»Ich hab sie«, sagt Ava und erwischt die Tüte gerade noch rechtzeitig, bevor sie ganz umkippt. Ihr Blick fällt gleich auf zwei besondere Kronkorken – der eine ist dunkelblau mit einem gelben Strahlenkranz und der andere rot mit einem weißen Schriftzug. Einige sind verbogen, aber das macht nichts – sie will ein paar neue Techniken ausprobieren und dafür sind sie bestens geeignet.

»Gutes Reaktionsvermögen«, sagt der Barkeeper grinsend. Sein Name ist Colin. Er nimmt seine Schürze ab und wirft sie auf einen Haufen mit schmutzigen Geschirrtüchern.

»Das ist der Mutterreflex«, sagte Ava und schüttelt die Tüte zufrieden. Dem Gewicht nach zu urteilen, sind da bestimmt zweihundert Kronkorken drin, vielleicht sogar mehr. »Ich war mal Meisterin im Fläschchenauffangen, damals, vor einer halben Ewigkeit.«

»Vor einer halben Ewigkeit?« Colin mustert sie kurz und Ava lacht, sie weiß, dass sie im Augenblick selbst eher wie ein Kind aussieht, unbekümmert und ein bisschen zerzaust. »Wie alt ist Ihr Sohn gleich noch mal?« Colin hat selbst zwei Söhne, die auf die Highschool gehen.

»Vier und geht auf die zwanzig zu.« Ava angelt nach ihrem

Geldbeutel. »Und ich bin achtundzwanzig und gehe auf die fünfzig zu.«

»Das glaube ich Ihnen.« Colin wird rot. »Ich meine, nicht, dass Sie auf die fünfzig zugehen, das stimmt ja nun wirklich nicht. Sie sehen nicht mal wie zwanzig aus …« Er schneidet eine Grimasse und schüttelt den Kopf. »Oje, ich rede Stuss. Also, ich will nur sagen, dass ich weiß, wie es ist, wenn man alle Hände voll zu tun hat.«

»Ich hab schon verstanden.« Ava lächelt. »Danke für die Kronkorken. Was bin ich Ihnen schuldig?«

Colin hebt die Hände. »Geht aufs Haus. Heute ist mein letzter Tag.«

»Ihr letzter Tag?«

»Man hat mir gekündigt. Fast allen von uns. Das Restaurant wird ›renoviert‹.« Colin deutet auf die Tische, alle leer, obwohl die Mittagszeit kaum vorbei ist. »Sie reduzieren auf ein Minimum, bis es wieder besser läuft. Aber ich habe schon einen neuen Job im Avalon Grill und kann morgen anfangen, für mich ist es also nicht weiter schlimm.«

»Im Avalon Grill?«

»Ja. Ich muss noch mit dem dortigen Geschäftsführer reden, aber ich bin sicher, dass er nichts dagegen hat, wenn ich ein paar Kronkorken für Sie zur Seite lege. Das heißt, falls es Ihnen nichts ausmacht, sie dort abzuholen. Von Barrett aus fahren Sie ungefähr eine Viertelstunde.«

»Ja, ich weiß.« Ava erinnert sich an den Birnen-Gorgonzola-Salat, den sie dort oft zu Mittag gegessen hat, und ihr Magen beginnt zu knurren. »Ich habe früher in Avalon gearbeitet.«

Colin kritzelt etwas auf einen Zettel und schiebt ihn über den Tresen. »Meine Telefonnummer. Rufen Sie mich in ein, zwei Wochen an, dann kann ich Ihnen sagen, ob ich was habe. Ach, wissen Sie was, Sie können mich jederzeit anrufen.« Er

sieht ihr einen Moment länger als nötig in die Augen, bevor er verlegen den Blick abwendet.

Ava kann sich nicht genau erinnern, wie es um Colins Familienstand bestellt ist, aber sie weiß, dass er entweder geschieden ist oder von seiner Frau getrennt lebt, und beides ist ihr viel zu kompliziert. Er ist ein netter Kerl, und sie ist ihm dankbar für seine Hilfe in den vergangenen zwei Jahren, dass er Kronkorken für sie beiseitelegt und sich als Bezahlung mit einer Tasse Kaffee zufriedengibt, aber darüber hinaus kann sie sich im Moment nichts vorstellen, darüber hinaus will sie im Moment auch nichts.

»Danke«, sagt sie. »Aber ich möchte Ihnen keine Umstände machen.«

»Kein Problem …«, setzt er an, doch Ava schüttelt den Kopf, ihr Schutzschild ist wieder oben. Rasch steckt sie den Zettel in ihren Geldbeutel und hält Colin die Hand hin. »Also dann, viel Glück, Colin.«

Sie weiß, dass er gern noch etwas sagen würde, aber er tut es nicht. Stattdessen schüttelt er ihre Hand, seine Wangen sind immer noch leicht gerötet. »Wünsch ich Ihnen auch, Ava.«

Als Ava wieder in ihrem Auto sitzt, atmet sie einmal tief durch. Sie legt eine Hand auf die Tüte, es tut ihr leid, dass sie Colin in Zukunft nicht mehr sieht, und es dauert bestimmt eine Weile, bis sie in Barrett jemand anderen gefunden hat, der sie mit Kronkorken versorgt. Sie weiß, dass Colin sich bemüht, die Kronkorken so wenig wie möglich zu verbiegen, einmal hat sie gesehen, wie er ein Tuch um den Flaschenöffner gelegt hat, damit der Kronkorken keine Kratzer abbekommt. Er macht das mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass es den meisten Gästen überhaupt nicht auffällt, aber Ava weiß es.

Sie merkt, dass sie die Tränen zurückdrängt. Es ist dumm von ihr gewesen, sich auf ihn einzulassen, auch wenn es dabei

um nichts weiter als Kronkorken ging. Aber Colin ist einer der wenigen Menschen, mit denen sie reden kann, und er ist ein anständiger Kerl, was viel zählt.

Trotzdem, sie sollte es besser wissen.

Ava dreht den Zündschlüssel herum. Der Motor ihres Jeeps stottert ein paarmal, ein Zeichen, dass das nächste Problem auf sie wartet oder dass sie wenigstens jemanden einen Blick darauf werfen lassen sollte. Vielleicht braucht er eine neue Benzinpumpe oder es liegt am Anlasser, einer schwachen Batterie, wer weiß.

»Bitte«, sagt sie leise. Der Motor springt an und Ava verspürt einen Funken Hoffnung, dass doch noch alles gut werden wird.

Aber dann stottert er erneut und gibt schließlich keinen Mucks mehr von sich.

Frances Latham betrachtet das kleine Schwarzweißfoto in ihrer Hand. Der schwarze Haarschopf, die Pausbacken, die dunklen Augen, die ihren Blick forschend erwidern.

»Wunderschön«, sagt Frances.

Das Päckchen ist gestern gekommen. Reed, ihr Mann, wusste, dass es kommen würde, weil die ersten Leute angefangen hatten zu posten, dass sie ihre Zuweisungen erhalten hätten. Bilder waren gepostet worden, zu den virtuellen Jubelrufen aller anderen Mitglieder der Gruppe, die sich gleichzeitig eingeloggt hatten, als die Adoptionsanträge von der chinesischen Regierung bewilligt worden waren.

Andererseits rief es auch Neid und Unruhe bei denen hervor, die noch warteten. Frances war zuerst euphorisch gewesen und später am Boden zerstört, sie hatte geweint, ihre Gefühle fuhren Achterbahn. Warum hatten sie noch keine Zuweisung bekommen? Was, wenn irgendetwas schiefgegan-

gen war? Reed versicherte ihr, das sei es nicht, aber woher wollte er das wissen? Woher sollte es irgendjemand von ihnen wissen? Schließlich riefen sie bei der Adoptionsvermittlung an und man bestätigte ihnen, dass die Zuweisungen gerade erfolgten und dass die Lathams ihre gegen Ende der Woche bekommen müssten.

Und dann hielt Jamie Linde mit seinem UPS-Lieferwagen vor ihrem Haus, ein Päckchen in der Hand. Frances konnte an seinem Gesicht ablesen, dass er wusste, was sich darin befand. Als sie ihn umarmte, schien ihn das ebenso wenig zu überraschen wie ihre Tränen, und er erbot sich sogar, ein Foto von ihr zu machen, wie sie den dicken Umschlag in die Höhe hielt. Stattdessen rief Frances Noah, ihren fünfjährigen Sohn, damit er das Foto machte, weil sie wollte, dass Jamie mit darauf war. Am nächsten Tag ließ sie Abzüge davon machen und schrieb auf die Rückseite: »Ich mit unserem Storch, Jamie Linde.«

Reed kam sofort nach Hause und sie öffneten den Umschlag gemeinsam. Beim Anblick des Fotos, das an den Stapel Unterlagen geklammert war, bekam Reed feuchte Augen und Frances schnappte nach Luft. »Sie ist wunderschön! Sieh sie dir an, Reed!« Er nickte und wischte sich über die Augen.

Sie werden noch eine Weile warten müssen, aber jetzt wissen sie es. Sie wissen, dass dieses kleine Mädchen ihre Familie komplett machen wird.

Frances schließt die Augen, spürt, wie ihr vor Freude und Erleichterung erneut die Tränen kommen. Sie haben Kopien von dem Foto gemacht, damit Reed eine davon in die Arbeit mitnehmen kann, und die beiden älteren Jungen wollten auch jeder eine haben. Frances hat sie an die Kühlschranktür geklebt, an die Badezimmerspiegel, an den Computer, ans Auto. Sie hat gerahmte Kopien an ihre Eltern und an Reeds Mutter geschickt.

Aber dieses Foto, das Original, das aus China gekommen und von jemandem aufgenommen worden ist, der dem kleinen Mädchen in die Augen gesehen hat, dieses Foto hält Frances in den Händen.

Mei Ling. Unsere Tochter.

Frances und Reed haben lange über jedem einzelnen Punkt gebrütet, sie haben die Unterlagen, die zur Übersetzung an die Vermittlungsstelle geschickt werden mussten mit Aufklebern versehen, sie haben sich Notizen zu all den Fragen, die noch zu klären waren, gemacht. Aber das Entscheidende ist, dass sie ihrem Ziel, Mei Ling nach Hause zu holen, einen Schritt näher sind.

Das Telefon läutet und Frances beeilt sich abzuheben. »Hallo?«, meldet sie sich atemlos.

»Hallo, Schatz.« Frances lächelt, als sie Reeds Stimme hört. Er klingt müde, aber glücklich. »Wie geht's dir?«

»Gut. Fantastisch. Könnte nicht besser sein. Musst du das wirklich noch fragen?«

Reed lacht, ein tiefer Bariton, der sie an Reeds Vater erinnert. Frances wünschte, er würde noch leben, könnte dieses kleine Mädchen kennenlernen, ihre zukünftige Tochter. »Nein, vermutlich nicht. Ich wollte nur fragen, ob du Lust hast, mit den Jungen essen zu gehen. Damit du heute Abend nicht kochen musst.«

»Ich habe schon Tomatensoße auf dem Herd stehen«, erwidert sie. »Mit Fleischklößchen. Heute ist Spaghettiabend, schon vergessen? Es ist doch Dienstag.« Frances blickt verträumt auf Mei Lings Bild, dann dämmert es ihr. »Moment mal. Du musst wieder weg, oder? Wohin? Wann?«

»Nach Arizona. Eine Woche. Ich fliege übermorgen.«

»Reed …«

»Fran, ich weiß. Aber es geht nicht anders. Und sieh es

doch mal so, je mehr ich jetzt tue, umso leichter kann ich Urlaub nehmen, wenn wir nach China fliegen, um Mei Ling zu holen.«

Frances schiebt Mei Lings Foto zurück in einen gepolsterten Umschlag. »Ich wünschte, ich wüsste, wann es so weit ist.«

»Ich weiß. Ich auch.«

Die Zeitangaben sind bestenfalls vage, und auch wenn sie jetzt wissen, dass Mei Ling zu ihnen kommen wird, kann es noch sechs Monate oder ein Jahr dauern, bis der Termin feststeht. Sie müssen auf alle Fälle darauf vorbereitet sein, und obwohl es noch einige Hürden zu nehmen gilt, ist das Schwerste überstanden.

»Also, essen wir zu Hause oder gehen wir aus?«, fragt Reed. »Ich muss in einer Minute los – noch eine Besprechung, dann komme ich nach Hause.«

»Lass uns ausgehen«, sagt Frances. Die Soße kann sie einfrieren. Zumindest muss sie sich dann heute Abend nicht um den Abwasch kümmern.

»Haben sie bei der Vermittlung irgendetwas über die medizinischen Unterlagen gesagt?«

»Nein. Ich habe heute Morgen eine E-Mail geschickt, aber noch keine Antwort darauf bekommen. Ich wollte nicht anrufen und sie noch mehr nerven, als ich es ohnehin schon tue.« Frances schaltet den Herd aus.

»Ich rufe an, bevor ich gehe«, sagt Reed. »Bis nachher.«

»Bis dann.«

Noah kommt in die Küche marschiert und baut sich vor ihr auf. Das ist momentan seine Lieblingsbeschäftigung – den Befehlshaber spielen. Reed sagt oft, Noah habe viel Ähnlichkeit mit seinem Onkel Jason, Reeds jüngerem Bruder. Eine gewisse Neigung zur Besserwisserei, meint Reed, und immer im Mittelpunkt stehen wollen. Aber irgendetwas muss Jason

trotzdem richtig machen, immerhin wohnt er in einer teuren Wohnung in Los Angeles und ist der Anwalt der Stars.

»Mom, Brady lässt mich nicht mit dem Flugzeug spielen. Mit *meinem* Flugzeug, das *ich* zu Weihnachten gekriegt hab.« Noah verschränkt die Arme vor der Brust und schaut böse.

Frances legt die Spaghettipackung zurück in den Schrank. »Kannst du ihm nicht was anderes zum Spielen geben? Was ist mit seinem Feuerwehrauto?« Sie beginnt den Tisch abzuräumen und statt des Abendessens fürs Frühstück zu decken.

»Er mag das Feuerwehrauto nicht. Er will mein Flugzeug, aber es ist meins. Ich hau ihn.«

»Noah.« Frances sieht ihn streng an. »In dieser Familie wird nicht gehauen. Verstanden?«

Noah lässt sich nicht beirren. »Dann sperr ich ihn in den Schrank.«

Frances ist froh, dass das niemand außer ihr hört, insbesondere keiner von den Sozialarbeitern, die im Zusammenhang mit dem Adoptionsantrag ihre häuslichen Verhältnisse unter die Lupe genommen haben.

»Noah, du bist doch ein großer Junge. Such dir was anderes zum Spielen.«

Noah schnaubt »Mom!«, macht aber kehrt und stapft zurück in sein Zimmer. Frances wartet auf einen Schrei von Brady, der jedoch ausbleibt. In ein paar Minuten müssen sie los und Nick von einem Freund abholen, dann müssen die beiden sowieso aufhören zu spielen.

Nachdem Frances die Spaghettisoße in einen Gefrierbehälter umgefüllt und die Küche aufgeräumt hat, nimmt sie ihre Schlüssel und ruft ihre Söhne. »Auf geht's, wir müssen Nick abholen. Alle Mann ins Auto!«

Als die Jungen nicht antworten, geht Frances zu ihrem Zimmer. Irgendwann wird dieses Haus zu klein für sie alle

sein, aber im Augenblick findet Frances es sehr gemütlich. Die drei Jungen teilen sich ein Zimmer, und ihr gefällt der Gedanke, dass sie nachts alle zusammen gut zugedeckt in ihren Betten liegen. Sie ist ein Einzelkind und hat sich immer sehnlichst ein Geschwisterchen gewünscht, sie hätte gern einen Bruder oder eine Schwester gehabt, mit denen sie sich ein Zimmer hätte teilen können, mit denen sie hätte aufwachsen können. Vielleicht erscheint ihr es deshalb so wichtig, Mei Ling zu adoptieren, so passend für ihre Familie. Die Jungen haben einander, so wie Reed Jason hat, aber Frances weiß, dass das kleine Mädchen ihrer aller Leben verändern wird, und es wird eine positive Veränderung sein.

Reed zieht sie oft damit auf, dass es ihr nur um rosa Rüschenkleider und Haarspangen mit Schleifchen geht, aber sie wissen beide, dass es viel mehr ist als das. Mit einem Mädchen kommt etwas Sanftes ins Haus. Für Frances ist dieser süße Engel die Erfüllung eines lang gehegten Traums, einer stillen Hoffnung, die sie seit dem Tag ihrer Hochzeit mit Reed gehegt hat. Sie ist sich sicher gewesen, dass sie eines Tages eine Tochter haben würde, und es hat sie jedes Mal überrascht, wenn es wieder ein Sohn war. Natürlich würde sie ihre Söhne gegen nichts in der Welt tauschen wollen, aber trotzdem hat sie immer gewartet, gehofft. Jetzt hat das Warten ein Ende. Die Tochter, auf die sie gewartet hat, kommt endlich zu ihnen.

Frances betritt das Zimmer der Jungen und schnappt nach Luft. Noah und Brady stehen vor den Trümmern eines Flugzeugs, auf das Noah weiter mit einem Plastik-Baseballschläger einschlägt. Brady lacht, während die Splitter durchs Zimmer fliegen.

»Noah Tyler Latham! Hör sofort damit auf!« Frances stürzt zu Noah, der gerade zu einem neuen Schlag ausholt.

»Ich kann nicht, Mom«, sagt Noah. »Das ist ein Flugzeugabsturz.«

»Flugzeugabsturz«, echot Brady entzückt. Er ist drei. Als ein weiterer Plastiksplitter durchs Zimmer fliegt, klatscht er in die Hände. »Bumm!«

»Bumm!«, brüllt Noah und lässt den Baseballschläger im gleichen Moment niedersausen, in dem Frances danach greifen will. Er trifft ihren Fuß, und sie taumelt zum Bett. »Oh. Tut mir leid, Mom.«

Frances stützt sich auf dem Bett ab und bewegt versuchsweise ihre Zehen. Es tut weh, aber es ist offenbar nichts gebrochen.

»Ich dachte, du magst das Flugzeug«, sagt sie und nimmt Noah den Schläger ab, bevor er noch einmal ausholen kann.

»Nö«, sagt Noah und zuckt die Achseln. »Nicht mehr. Stimmt's, Brady?«

Brady strahlt. »Stimmt!« Er schaufelt die Teile mit beiden Händen zusammen und wirft sie in die Luft, ehe Frances es verhindern kann.

»Schluss jetzt! Ab ins Auto mit euch beiden, und zwar auf der Stelle.« Sie schiebt sie zur Tür. »Und wenn wir nach Hause kommen, räumt ihr hier auf.« Sie sieht Noah streng an.

»Das war Bradys Idee«, protestiert Noah. »Er soll aufräumen.«

»Brady ist drei.« Frances zeigt zur Garage. »Abmarsch.«

Mit Brady im Schlepptau trottet Noah aus der Tür. Frances betrachtet das Werk der Zerstörung, das die beiden hinterlassen haben. Sie liebt ihre Söhne, aber dieses angeblich typische Verhalten von Jungen geht ihr auf die Nerven. Ihr Blick fällt auf das gerahmte Foto von Mei Ling auf der Kommode, und sofort wird sie weich.

Ihr Anblick bringt Frances wieder ins Gleichgewicht und

sie fühlt sich nicht mehr so hilflos all dem Testosteron im Haus ausgeliefert.

»Du und ich«, sagt sie und reibt sich den Fuß. Sie streicht zärtlich über das Fotos. »Kuchenbacken und Kleider anprobieren. Wir werden den Jungs schon zeigen, wie das läuft.«

Kapitel 3

Connie wirft einen Blick auf die Küchenuhr, dann nimmt sie rasch ihre Schürze ab und wäscht sich die Hände. Bis zu ihrem offiziellen Arbeitsbeginn bleiben ihr noch ein paar Minuten und im Moment hat sie alles erledigt, was erledigt werden muss.

Sie eilt die Treppe hinauf, öffnet leise die Tür zu ihrem Zimmer und schlüpft hinein. Bevor Madeline das Haus gekauft und den Teesalon eröffnet hatte, war es ein Bed & Breakfast gewesen, deshalb ist Connies Zimmer eher eine Suite, mit einer kleinen Sitzecke und einem eigenen hübschen Badezimmer. Das Zimmer ist Teil ihres Lohns, der um einiges höher liegt als der in dem Waschsalon, in dem sie fast fünf Jahre lang gearbeitet hat. Es gibt einen kleinen Erker mit einem Fenster, in dem es sich Connie jeden Morgen gemütlich macht, um in ihrem Tagebuch zu schreiben. Manchmal setzt sie sich auch auf einen der schmiedeeisernen Stühle draußen auf dem kleinen Balkon und blickt in den Garten, wo Madeline und sie neue Beete angelegt und eine Sitzgruppe aufgestellt haben.

Doch jetzt kniet sie sich neben ihrem Bett auf den Boden und hebt die Bettdecke an. Sie tastet herum, bis ihre Finger einen Griff berühren, und zieht einen ramponierten alten Koffer hervor. Sie drückt auf die Verschlüsse links und rechts des Griffs und lässt den Deckel aufspringen.

Aus dem Inneren steigt der vertraute muffige Geruch von Mottenkugeln und vergangener Zeit auf. Der Koffer ist

nahezu leer, nachdem Connie ihre Kleider im Schrank und in der verschnörkelten Kommode verstaut hat, und auch ihre anderen Sachen haben in diesem Zimmer, das Connie allmählich als ihres betrachtet, einen Platz gefunden. Das heißt, fast alle ihre Sachen, bis auf eine. Eine Plastikmappe mit gebrochenem Rücken, die von einem breiten Gummiband zusammengehalten wird. Beim Abstreifen des Gummibands schnellt es ihr gegen das Handgelenk. Die Stelle brennt, als sie die Mappe öffnet und einige Fotos herausnimmt.

Connie mit vier, Connie mit acht. Connie auf dem Jahrmarkt mit blauer Zuckerwatte in den Haaren. Connie, wie sie Geld für die Pfadfinder sammelt. Connie mit ihrem Vater am Swimmingpool, Wasser läuft ihr übers Gesicht, während sie auf den Schultern ihres Vaters thronend in die Kamera grinst. Da war sie zehn gewesen. Ein Jahr später war er an einem Herzinfarkt gestorben, er war zu Hause über seinem Schreibtisch einfach zusammengesunken, und die Tinte aus seinem Füller hatte einen großen Fleck auf dem Blatt Papier hinterlassen.

Nur ein Bild ist noch übrig. Connie mit dreizehn. Aufgenommen in einem Streichelzoo, links von ihr steht eine kleine Herde Burenziegen, rechts ihre Mutter.

Connie streicht über das Foto, fährt mit den Fingerspitzen über die Ziegen, über das Gesicht ihrer Mutter. Sie sucht nach einem Hinweis, nach einem Zeichen, das zu erkennen gibt, was ihre Mutter in diesem Moment dachte. Auf dem Bild liegen ihre Hände auf Connies Schultern. Sie tragen beide Bermudashorts und Sandalen, ärmellose Blusen und breite Sonnenvisiere und lächeln in die Kamera. Connie hatte keine Ahnung, was wenig später passieren würde, nur ein paar Tage nachdem sie wieder nach Hause gefahren waren. Die leeren Schlaftablettenröhrchen fand sie als Erstes. Eine versehentliche Überdosis, hieß es.

Connie wurde von einer Pflegefamilie zur nächsten weitergereicht. Keine der Familien, bei denen sie aufwuchs, war wirklich schrecklich, aber besonders nett waren sie auch nicht. In der ersten Familie ignorierte man sie die meiste Zeit, und wahrscheinlich wäre sie dort geblieben, wären ihre Pflegeeltern nicht wegen Betrugs verhaftet worden. In der nächsten Familie war der Vater schlimmer Kettenraucher, und Connie schmiss sich mehr als einmal auf den Boden, umklammerte ihren Hals und tat so, als würde sie ersticken. »Schaff das dumme Gör raus!«, brüllte er seine Frau an. Connie blieb nicht lange dort. Die Kinder in der nächsten Familie behandelten Connie wie Dreck, aber mittlerweile war ihr das egal. Sie kannten sie nicht, wussten nicht, was in ihr vorging. Als sie als eine der Jahrgangsbesten an ihrer Schule ausgezeichnet wurde, kam keiner von ihnen zu der Feier, sie fanden sie komisch und streberhaft, nicht wert, dass sie ihre Zeit mit ihr verschwendeten.

Mit sechzehn fand Connie heraus, dass sie sich vorzeitig für volljährig erklären lassen konnte, wenn es ihr gelang, den Richter davon zu überzeugen, dass sie in der Lage war, für sich selbst zu sorgen. Sie suchte sich einen Teilzeitjob und ein billiges Zimmer über einer Pizzeria. Die Schule schaffte sie mit links, und als ihre Pflegeeltern verkündeten, sie würden umziehen, sah sich der Richter ihre Unterlagen an, die dicke Akte, in der ihre Geschichte als Pflegekind festgehalten war, die glühenden Empfehlungsschreiben ihrer Lehrer, die Tatsache, dass sie nicht einen lebenden Verwandten hatte. Ein schwungvoller Schnörkel mit dem Füller und sie war frei.

Connie legt die Fotos zurück in die Mappe und schiebt das Gummiband wieder darüber. Diese Fotos hat sie noch nie jemandem gezeigt, nicht einmal Madeline. Vielleicht tut sie es

eines Tages, aber im Moment erscheint es ihr so am sichersten, eine wohldosierte Erinnerung daran, wer sie ist und was sie hatte. Es hatte eine Zeit gegeben, in der sie Teil einer Familie gewesen war. Und sie war geliebt worden.

»Connie!«, ruft Madeline von unten. Schnell räumt Connie alles wieder weg. »Connie, deine Katastrophenziege schon wieder!«

Connie schiebt den Koffer unter das Bett und atmet einmal tief durch. Serena ist nicht davon abzuhalten gewesen, sich durch Madelines Garten zu fressen, deshalb hat Connie einen provisorischen Zaun aufgestellt. Seither tut Serena mit lautem Meckern ununterbrochen ihren Protest kund und macht damit jedem in näherer Umgebung das Leben zur Qual.

Madeline drängt darauf, dass Connie Serenas rechtmäßigen Besitzer ausfindig macht, aber Connie bringt es einfach nicht über sich. So freundlich Madeline auch zu ihr ist und so viel Zeit sie auch miteinander verbringen, Madeline führt ein völlig anderes Leben, sie hat einen anderen Freundeskreis, eine Familie. Connie hat nur sich, Madeline und jetzt Serena. Sie will sie noch ein wenig für sich haben, das ist alles. Außerdem muss es einen Grund geben, dass Serena das Seil durchgebissen hat, oder? Wer weiß, wie ihr früherer Besitzer sie behandelt hat. Connie kann Serena nicht zu ihm zurückschicken, ohne vorher ein paar Nachforschungen anzustellen und sich zu vergewissern, dass es ihr dort gut geht.

Es klopft an ihrer Tür. »Bist du da drin?«

»Ja.« Connie öffnet die Tür und streicht sich eine Strähne aus dem Gesicht.

»Serena ist wieder in Walter Lassiters Garten«, teilt Madeline ihr mit. »Und ich glaube, er hat den Wasserschlauch rausgeholt.«

»O nein.« Connie eilt an ihr vorbei die Treppe hinunter.

»Ich wollte den Zaun heute Abend verstärken. Aber dann mache ich es besser gleich.«

»Die Quiches müssen in den Ofen«, erinnert sie Madeline.

»Die Quiches! Richtig!«, ruft Connie über die Schulter und hätte um ein Haar die nächste Stufe verfehlt. »Bin schon dabei!«

Sie erreicht die Hintertür zum Garten gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie Walter den Schlauch auf Serena richtet. »Dir werd ich zeigen, was passiert, wenn du dich an meinen Petunien vergreifst!«, ruft er. Der Wasserstrahl trifft Serena am Rücken, erschrocken macht sie einen Satz und versucht vergeblich, Walter auszuweichen, als er erneut auf sie zielt. Connie sieht entsetzt zu, sie weiß nicht, was sie tun soll. Inzwischen ist Madeline hinter sie getreten.

In diesem Moment erkennt Connie das Glitzern in Serenas Augen.

»Serena, nein!«, ruft sie, aber es ist zu spät.

Serena hat den Kopf gesenkt und stürmt auf Walter Lassiter los. Walter lässt den Schlauch fallen und rennt zum Haus. »Dolores! Hilfe!« Er hat die Tür fast erreicht, als Serena ihn mit einem Stoß in den Hintern erwischt, so dass er das Gleichgewicht verliert und in die Fliederbüsche neben seinem Haus fällt.

»Oje«, murmelt Madeline und schlägt die Hand vor den Mund, um ein Lachen zu unterdrücken. »Das ist gar nicht gut.«

Serena kommt zurückgetrottet, fast könnte man meinen, dass sie zufrieden grinst, und steuert auf den eingezäunten Bereich des Gartens zu. Sie stößt das Tor auf und schiebt sich durch.

Walter Lassiter hat sich mittlerweile wieder hochgerappelt und klopft sich den Schmutz von der Hose. »Ich ruf das Ve-

terinäramt an!«, brüllt er, bevor er in sein Haus marschiert. Dolores steht mit hilfloser Miene auf der Treppe und zuckt entschuldigend die Achseln.

Connie sieht zu Serena, die sich jetzt wieder in ihrem Pferch befindet und an einem Büschel Gras kaut, als könnte sie kein Wässerchen trüben. Connie räuspert sich. »Dann werde ich mal die Quiches in den Ofen schieben«, sagt sie. Madeline nickt nur und folgt Connie ins Haus.

Max wedelt mit einem Blatt Papier vor Avas Gesicht herum und zieht am ausgefransten Saum ihres Rocks. »Mommy, schau doch mal.«

»Gleich, Max.« Ava presst noch eine Zitrone in die Schüssel mit Wasser und rührt um, so dass die Kronkorken leise klappernd aneinanderstoßen. Sie will sie über Nacht einweichen, damit sich der Rost löst, und die Ränder anschließend mit Seifenwasser und einer weichen Zahnbürste abschrubben, um den letzten Rest Schmutz zu entfernen. Danach wird sie sie mit einer Schicht Klarlack überziehen, und sobald der getrocknet ist, kann sie mit der eigentlichen Arbeit beginnen.

Max zieht erneut an ihrem Rock. »Ich hab frei Leute gemalt. Du, ich und Daddy.«

»Drei«, verbessert Ava ihn automatisch, während sie die Zitronenschalen in den Abfalleimer wirft. »Dr-dr-dr. Drei.«

»Frei«, wiederholt Max ernsthaft. »Ff-ff-ff. Frei.«

Ava stößt einen Seufzer aus. Sie hofft, dass das nur Babysprache ist, die sich eines Tages von selbst verliert, und sich Max nicht zu allem Überfluss auch noch mit einem Sprachfehler herumschlagen muss.

Sie trocknet sich die Hände ab und wendet sich ihrem Sohn zu. »Okay, dann zeig mal her.«

Strahlend hält Max sein Bild in die Höhe. Ja, es sind drei

blanvalet

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Darien Gee

Sternenstaub und Sonnenküsse
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37800-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2014

Sechs Frauen. Sechs Lebenswege. Eine gemeinsame Geschichte …

Bettie Shelton ist sich sicher: Ihre Heimatstadt Avalon in Illinois ist eines der reizendsten Fleckchen in Amerika. Das liegt nicht zuletzt daran, dass Bettie das Oberhaupt einer kleinen, aber feinen Damengesellschaft ist. Sechs Frauen kommen regelmäßig in Avalon zusammen, um die Details ihrer Leben in liebevoll gestalteten Erinnerungsbüchlein festzuhalten – dabei tauschen sie sich über die Vergangenheit aus und hoffen auf die Zukunft. Während ihrer langen Gespräche stellen sie fest, dass es ein Glück sein kann, sich an Orten wiederzufinden, nach denen man am wenigsten gesucht hat …

Der Titel im Katalog